

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Der unnütze Mensch
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

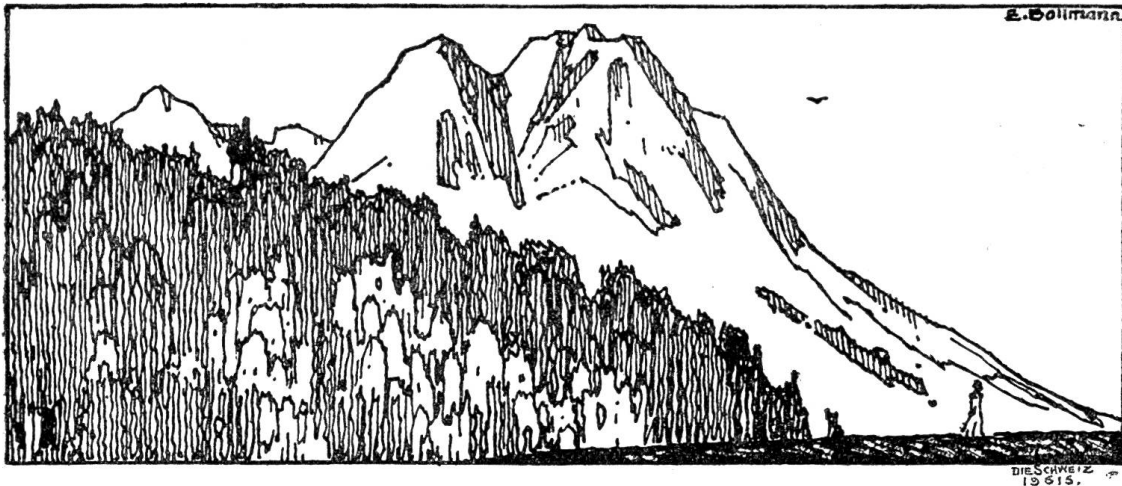
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Berggipfel

Ein letzter Hang, und vor den Blicken steigen
Die Schneegebirge schimmernd, leuchtend auf;
Seblendet von der Pracht stehn wir und schweigen

Und schauen stumm und wie mit Kinderaugen
Ein neues Land. Und trunkne Blicke laufen,
Die Herrlichkeit ganz in sich aufzusaugen.

Wir müssen leise uns're Hände falten,
Denn um uns weht ein Hauch der Ewigkeit,
Und müssen gläubig werden wie die Alten.

Wir denken eines Ziels, das keiner kennt,
Und tragen doch darnach ein heißes Sehnen,
Wie nach dem Glück, das uns kein Name nennt.

Jakob Job, Zürich.

Der unnütze Mensch.

Nachdruck verboten,
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Ruth Waldstetter, Bern.

Berlin W., 12. Oktober 1915.

Liebe Schwester Nina!

Ich bin zu Hause eingezogen, vor zwei Stunden. Ich werde Ihnen das alles schildern, wie Sie es wünschten, sobald die Müdigkeit weg ist. Mit dem Geist bin ich noch nicht hier, sondern immer im Lazarett, bei den Kameraden, bei Ihnen, Schwester Nina, bei Ihnen.

Nur eins will ich Ihnen noch erzählen. Ich las während dem Transport eine Broschüre über Kriegsbeschädigtenfürsorge. Auf der letzten Seite stand da: „Ein kleiner Prozentsatz von traurigen Existenzen, die zu keiner Arbeit mehr zu

ertüchtigen sind, wird ja immer bleiben; aber die Wunder der modernen Technik und Chirurgie haben ihn auf ein Mindestmaß beschränkt.“ Jetzt wissen Sie, wohin ich gehöre.

Ich glaube, mein Schreiben ist unleserlich — meine Hand so schwer!

Ihr Georg,
ein unnützer Mensch.

Reserve-Lazarett D. II, 15. Okt.

Lieber Herr Neumann!

O, wie schreiben Sie mir! Ich sollte bei Ihnen sein und Ihnen einen großen Irrtum ausreden. Spüren Sie nicht, daß meine Gedanken um Sie sind? Ich habe

nur eine Minute Zeit, um diese Zeilen mit Blei hinzuzufügen.

Tausend Grüße!

Schwester Nina.

Ihre Schrift kann ich gut lesen. Wird der Arm elektrifiziert?

Berlin W., 19. Oktober.

Schwester Nina! Wer ist das, „Herr Neumann“? „Georg“ war ich die ganze Zeit, als ich im Absonderungszimmer lag; „Neumann“ nur im Saal 36 der Kameraden wegen — und nun bin ich absonderter als je! Aber Ihre Gedanken habe ich gespürt, Schwester Nina. Ich habe von Ihnen geträumt. O, wie war das Erwachen traurig!

Nun aber will ich Ihnen meine Ankunft erzählen. (Der Arm ist alle die Tage elektrifiziert worden, übrigens auch der linke, Rücken und Beine. Merkwürdig, daß die Schreibhand das einzig halbwegs Bewegliche ist!)

Ich komme also gegen zwölf Uhr in Berlin W., Bayreutherstraße, an. Die Träger stellen die Bahre einen Augenblick vor der Wohnungstür ab. Da öffnet Mutter selbst. Sie beugt sich nieder, küßt mich und fragt, ob mich der Transport nicht zu sehr ermüdet habe. Es ist wie irgend ein Empfang am Bahnhof — desto besser. Dann zeigt sie den Trägern den Weg. Im Korridor steht ein neues Zimmermädchen, ein junges Ding. Sie hält die Tür zu meinem Zimmer auf; aber wie man mich an ihr vorbeiträgt, kann ich's nicht fassen; ich meine, ich müsse aufrecht auf meinen Füßen ins Zimmer gehen wie sonst.

Die Träger sind fort. Mutter sitzt bei mir, und wir legen das Programm fest: vormittags ärztliche Behandlung, ich frische einen Krankenpfleger usw. (Ich hatte mir vorgenommen, bei dem sachlichen Ton zu bleiben, und es gelang). Mutter sagte etwas von der Gage des Pflegers — wir haben nicht daran gedacht, Schwester Nina, daß mein Leben noch einen Ausgabeposten bedeutet! Wissen Sie, Saal 36 mit den grauen Wänden und den Kameraden von draußen paßt jetzt doch besser zu mir als dies Zimmer mit den Kissen und Teppichen und dem Diskoswerfer aus Bronze.

Ich teilte Mutter dann mit, daß ich

meine Feldzugserinnerungen niederschreiben will, sobald mein Kopf frei und das Gedächtnis wieder ganz hergestellt ist. Ich glaube, sie war sehr erleichtert. Sie hatte gewiß ein wenig meine „Brenzweilung“ gefürchtet, und das kann man begreifen, wenn man Mutter ansieht, wie sie so rasch und energisch in der Wohnung umhergeht und befiehlt und anordnet, ohne sich jemals Zeit zu geben für einen „zuvielen“ Gedanken.

Mit Papa war's schon anders. Ich sagte Ihnen, Schwester Nina, er sei ein guter Geschäftsmann; aber er ist nicht nur das.

Um halb zwei pünktlich hört' ich ihn nach Hause kommen, ganz wie früher. Als er die Tür auftat, wie gealtert sah er aus! Er sagte wenig; es war ein schwerer Augenblick; nie vergesse ich den Ton in seiner Stimme. Nachher bat er mich, ihm alle Wünsche, die ich etwa haben könnte, mitzuteilen. Mutter und er würden „so glücklich sein“, wenn sie mir alles ganz nach Wunsch und behaglich einrichten könnten. Ich rückte wieder mit dem Plan zu den Feldzugserinnerungen heraus. Papa leuchtete auf.

Er will jeden Tag seine Kaffeezeit bei mir verbringen. Nun, er wird mich nie in meinen schwarzen Stunden sehen; das habe ich meinem Mannestum geschworen.

Immerhin: wem man so entgegenkommt, der muß schon furchtbar betroffen sein.

20. Oktober.

Am nächsten Morgen kam Dr. Boß und behandelte mich eine Stunde lang. Mutter führte ihn ein und sagte, man habe ja neuesterdinge wunderbare Resultate mit dem Elektrifizieren erzielt. „Wunderbar“ sagen bei uns die Mädels auch von Konzerten und Schokoladentorte. Nun denken Sie wieder „Sie böser Berliner“! Ach nein, Schwester Nina. Aber ich frage mich, ob nicht alles, was noch für ein Minimum von Besserung an mir versucht wird, Komödie ist?

Denn ich bin noch immer fest überzeugt, daß ich die teilweise Beweglichkeit meiner rechten Hand nicht der Medizin, sondern Ihnen allein verdanke, weil Sie sich's vorgesetzt hatten, mich arbeitsfähig zu machen, weil Sie in jeder freien Mi-

nute und immer während unsern Gesprächen mit Ihren warmen Händen meine apathische Hand strichen und kneteten und jeden Nerv und Muskel kannten und mit Ihrem Willen erfüllten . . . Und nun sind wir getrennt!

Schreiben Sie mir! Schreiben Sie mir!

Ihrem Georg.

Reserve-Lazarett D. II, 28. Oktober.
Lieber Georg!

Ich konnte mir den Dreihüftaffee in mein Zimmer retten und habe nun eine halbe Stunde für Sie. Oder für mich, es kommt auf eines heraus. Wenn ich einmal zu mir selber komme, so bin ich auch schon bei Ihnen.

Zuerst das Praktische: Sie dürfen der Behandlung nicht skeptisch gegenüberstehen. Ich werde jeden Morgen meine Gedanken auf Ihre Besserung richten; aber Sie müssen mir mit Ihrem Willen helfen. Dies ist abgemacht, nicht wahr?

Und dann, lieber „unnützer Mensch“! Wenn Sie wüßten, wie mich selber der Satz gepeinigt hat, den Sie mir abschrieben! Niemals, niemals dürften die Leidenden „traurige Existenzen“ genannt werden. Mich empört es in innerster Seele. Wenn ich daran denke, wieviel Schönes, wieviel unvergeßlich Schönes ich bei Euch erlebt habe, meine Schwerverwundeten, meine „Kinder“, wie Ihr gut waret und sanft wurdet und wie heldenhaft sich mancher auf eine sogenannte traurige Heimkehr zu den Seinen vorbereitet hat! Nie in meinem Leben habe ich soviel Schönheit gesehen und soviel Glück erlebt wie bei Euch. Und fragen Sie andere, die wie ich irgendwo aus einem Berufe, aus der Welt draußen hergeweht kamen, um zu pflegen, ob sie Ihnen nicht dasselbe sagen! Nein, nein, die Hilflosen haben eine große Aufgabe (und die traurigen Existenzen sind diejenigen, die sie nicht begreifen): das innere Leben in sich zu bauen, wenn das äußere schweigt, und in den andern die Fürsorge zu wecken, die gut und glücklich macht. Danken sollen sie aber nicht uns, sondern wir ihnen.

29. Oktober.

Gestern mußte ich den Brief liegen lassen. Die Zeit war fast um, und ich

hatte eine solche Unruhe nach dem Saal. Wie ich hinauf komme, hat mein „Schwester“ eine Hämorrhagie. Wir haben ihn retten können.

Heute eilt's. Was ich Ihnen da vorhin geschrieben habe, ginge soviel leichter und besser mündlich, wenn ich Ihnen in die Augen schauen und über den Kopf streichen könnte! Wie geht's dem lieben Haupt? Keine Benommenheit?

Viel Freundliches!

Schwester Nina.

Berlin W., 2. November.

Liebste Schwester Nina!

Ihr Brief ist da! Und Sie in ihm, wie Sie leben. Er kam nach Berlin W., Bayreutherstraße, aus einer andern Welt, aus „unserer“ Welt; denn ich gehöre zu ihr, das spüre ich jeden Tag mehr.

Schwester, ich sehe Sie vor mir. Und ich denke daran, daß Sie in Ihren einzigen freien Minuten sich hinsetzen und an mich schreiben und so feurig und eifrig, als sprächen wir miteinander. Aber tun Sie es nicht nachts, nach Feierabend; Sie sind oft so bleich — und dann wäre es meinetwegen!

3. November.

Ich wollte Ihnen noch meine Schwester Gerta vorstellen, alles der Reihe nach. Sie ist nur abends zu Hause, sonst in der Kriegskrippe. Wenn sie heimkommt, macht sie mir schnell einen Besuch, zieht sich aber erst um und erscheint in Lackpantöffelchen und violetten Strümpfen und mit polierten Fingernägeln. Sie ist stark und rundlich, tätig wie Mutter und gefällt gern, bedauert, daß es diesen Winter keine Gesellschaften gibt. Ich kann sie nicht lange ertragen, soviel Körper und soviel selbstverständliches Mißverständnis zwischen uns — ich bin so überreizt, Schwester! Aber ich glaube, sie wird eine gute Frau und Mutter werden. Nun lächeln Sie. Und sagen wieder: „Haben Sie das vom Gymnasium?“ wie jenes Mal, als ich vom Weib im allgemeinen sprach. Damals habe ich's Ihnen ein wenig gezürnt. Jetzt könnte ich Ihnen nichts, gar nichts mehr zürnen, Schwester Nina.

Wissen Sie, wie lang ich zu diesem Stückchen Brief gebraucht habe? Untertalhalb Stunden. Und jetzt wird's unleser-

lich. Das Haupt ist frei, aber das Gedächtnis schwach für alles, was kurz vor der Verwundung liegt.

Tausend, tausend Grüße!

Georg.

Wer ist Ihr „Schwester“? Erzählen Sie.

Berlin W., 8. November.

Schwester Nina! Ich brauche Sie. Ich bin so unleidig. Und so überempfindlich. Ich spüre alles, auch was hinter den Worten liegt, die man mir sagt. Ich bin wie ein einziger bloßliegender Nerv. Ich kann meinen Arzt nicht mehr ertragen. Seit vier Wochen kommt er nun Tag für Tag, immer wohlgenährt, elegant, vielbeschäftigt, tut seine Pflicht an mir wie an einem Gegenstand und redet jovial mit mir wie mit einem Gefunden in einer so läppiſchen, maniert verstellten Art.

Ich mache nach jeder Behandlung kleine Experimente: kneife mich, ob's weh tut, versuche Gegenstände zu fühlen, mit den Fingern der Rechten eine Nadel zu greifen. Einmal scheint alles besser zu gelingen, ein andermal alles schlechter. Gestern befragte ich Dr. Boß über meine Beobachtungen. Ach, Sie hätten den kleinen Vortrag hören sollen, den er mir falt und selbstgefällig hielt! Gar nichts erfuhr ich aus seinen Worten. Das war wohl so bezweckt. Ich möchte ihn nicht mehr sehen — und doch werd' ich ihn morgen wieder ungeduldig erwarten.

Ist dies nicht alles jämmerlich? Ich fürchte manchmal, im Jämmerlichen unterzugehen. Das darf nicht sein. Auch ich, ich fühle ja die „große Aufgabe“ — Ihre Worte! Aber sie ist unsagbar schwer. Sie kennen ja meine Misere, die große Misere und alle die kleinen Miseren. Das bedrückt jetzt zu Hause viel mehr als im Lazarett. Bruder Simon, mein alter Pfleger, ist zwar ein guter Graubart. Aber alles ist soviel erdenschwerer als im Lazarett, die ganze kleine Misere! Schwester Nina, muß ich mich nicht sehnen? Sie haben mich gepflegt, nicht wie ein Kind, nein, mehr, als den lebendig Toten, der ich bin — aber ich war niemals jämmerlich. Sie haben meine Menschlichkeit geschont, nein, gewürdigt, erhoben. Und nun kämpfe ich allein um meine Menschlichkeit, gegen meinen

Körper, gegen die überreizten Nerven, gegen meine Umgebung.

Ich schließe. Hab' ich zuviel geklagt? Erkennen Sie mich noch? Raum. G.

Res.-Lazarett D. II, 15. November.

Mein lieber Georg, was soll ich Ihnen sagen? O, wie möchte ich bei Ihnen sein! Ein einziges Mal an Ihrem Bett sitzen! Wieviel leichter würde uns beiden. Denn von allem, was ich Ihnen geben möchte, von aller Liebe und aller Achtung kann ich nur so wenig hier sagen, und alles andere bleibt in mir wie ein schwerer, bedrückender Reichtum. Ihre Sehnsucht ist nicht allein; in Ihrer Pflege — die eine meiner schwersten und die geistig intensivste war — konnte ich alles ausgeben, was je an Kräften in mir geschlummert hat. Und dies ist das größte menschliche Glück. Das verdanke ich Ihnen. Georg, lieber Bruder, ich dachte nicht, daß ich zu Ihnen dies aussprechen würde; aber in die Stimmung Ihres letzten Briefes muß ich es sagen, von diesem Glück Ihnen etwas zurückgeben.

Was Sie mir schreiben von der „geschonten Menschlichkeit“, ist mir eine Erfüllung. Es war mein Streben, ohne daß ich es wußte, bei allen, und bei Ihnen am meisten.

Noch eine Freude haben Sie mir gemacht: Sie fühlen die große Aufgabe. Sie wird Sie stark machen; Sie werden mehr an ihr wachsen als andere in ihrem ganzen Leben.

Aber ich habe gut reden; mein Leben ist augenblicklich nur Tätigkeit — also leicht. Von Ihnen wird tausendmal Schwereres verlangt... Und deshalb muß man Sie lieben, Georg.

Berlin W., 17. November.

Meine Schwester Nina!

Die ganze Nacht hatte ich Ihren Brief in der Hand; deshalb bin ich so sanft er wacht. Ich fühle jetzt etwas als Wahrheit, das Sie mir einmal sagten: man könne einen Menschen durch das Leiden hindurchtragen. Sie tragen mich ja, Schwester Nina! Ich liege heute ganz gestillt und denke an Ihren Brief.

Ihr Georg.

Reserve-Lazarett D. II, 28. November.

Ich höre so lange nichts von Ihnen, Georg? Was ist geschehen? Doch keine

Berschlimmerung? Ich kann nicht glauben, daß Sie denken, Sie müßten sich in irgend einer Stimmung vor mir verschließen.

Inzwischen will ich Ihnen schnell ein wenig vom Saal erzählen. Ihre Nachbarn sind alle fort, Meyer und Wannecke „geheilt zur Front“. Mein Schwester, nach dem Sie fragen, heißt Schneider, ist in Zivil Architekt, ein feingebildeter Mensch, über dreißig, schwere Schulter- und Oberarmzertrümmerung, wird konservativ behandelt, das bedeutet vier bis fünf Operationen, Knochen- und Knochenhauttransplantation, Silbereinlagen, es wird ihm nichts erspart. Unser gemütvoller Oberarzt sagte neulich am Bett, als der Patient im Erschöpfungsschlaf schien: „Und bei alledem kriegen wir bestenfalls zwanzig Prozent Gebrauchsfähigkeit heraus.“ Ich habe Schneider stark im Verdacht, daß er es gehört hat, und behandle ihn nun vorsichtig auf Linkseinstellung. Es wird ihm nicht ganz leicht werden als Architekt.

Um mich sorgen Sie sich nicht; aber lassen Sie bald von sich hören! Sonst schlafe ich nicht. Schwester Nina.

Berlin W., 1. Dezember.

Nein, Schwester Nina, es ist keine Verschlimmerung. Und doch war ich schlimm dran. Ja, ich war so tief unter mir selber, daß ich Ihnen nicht schreiben konnte. Und dies einer Kleinigkeit wegen. Ich sagte Ihnen ja, ich bin ein bloßgelegter Nerv.

Es war ziemlich dasselbe wie an jenem Frühlingsabend, als ein paar singende Burschen vorüberzogen — erinnern Sie sich? Aber damals hatte ich Sie bei mir!

Diesmal war es auch Abend, ich schlief in der Dämmerung ein. Da höre ich halb im Traum, dann wachend: einen Straußwalzer. Das war unbeschreiblich: ich sah den hellen, glänzenden Ballsaal, ich roch den Duft von Blumen und Parfums und von warmer Haut, und ich fühlte, als wär' es heute, die glühende Sehnsucht, den Rausch von Lebensfreude — da ist alles in mir entzwei gerissen. Das sind Stunden, die sich nicht beschreiben lassen, wenn man sich selber nicht mehr ertragen kann und ertragen will. Ich bin ja nicht dies, was da unbeweglich auf dem Lager liegt; ich bin neunzehnjährig, so ist

mein Herz und Blut. Ich will durch den Saal fliegen, jung und schlank und beweglich, ich will mich freuen!

O Schwester Nina, die Sehnsucht nach mir selber, nach dem, der ich war und der ich nie, nie mehr — das macht wahnsinnig! Es war ein Kampf. Ich tobte gegen meinen Kerker. Oder bin ich selber der Kerker? Daß der Kerker ich selber sein soll, dagegen sträube ich mich, und — jetzt weiß ich's ja plötzlich, Schwester! — und dies ist das große Mißverständnis mit den Menschen, die um mich sind. Sie glauben, mein Kerker sei ich. Sie, Schwester Nina, Sie wissen Bescheid. Wie mir das plötzlich aufgeht!

Neußerlich löste sich die Sache einfach. Ich klingelte in einer wahren Wut. Bruder Simon stürzte herein mit einem angebissenen Wurstbrot in der Hand; auch Mutter kam, in Pelz und Hut, aus dem Ankleidezimmer. Ich hatte mich schon gefaßt und bat, Gerta möge aufhören zu spielen; ich möchte schlafen. Alle sahen erleichtert aus, daß es nichts Schlimmeres war. So tyrannisiere ich meine Familie. Was sagen Sie dazu? Aber niemand macht mir einen Vorwurf; nur ich selber ärgere mich.

Ich war nach dem Abend ein paar Tage lang nicht wie sonst. Haben Sie sich wirklich gesorgt? Verzeihen Sie mir!

Georg.

Ich schreibe so lang, bin ganz unleserlich geworden, wie?

Reserve-Lazarett D. II, 6. Dez.

Liebster Georg!

Wie gut, daß Ihr Brief endlich kam! Er geht mir so nah ans Herz mit seinem großen Erlebnis, daß ich warten mußte, um ihn zu beantworten, bis ich ausgiebig Zeit haben würde. Nun ist mein freier Nachmittag da.

Doch erst noch eine kleine Bitte! Ich habe mich wirklich beunruhigt, Georg. Es ist eine Schwachheit von mir; aber wenn ich mich auch damit schämen muß, so bitte ich Sie doch, mir zu versprechen, obgleich Ihr Befinden stabil ist, daß Sie mich bei der geringsten Schwankung benachrichtigen lassen und daß Sie, damit wir beide ganz ruhig sind, sich mit jemand von Ihren Hausgenossen darüber ins

Einverständnis sehen. Darf ich Ihnen das zumuten?

Ueber Ihrem Brief muß ich mich sammeln. Wenn der Anlaß auch nur eine Kleinigkeit war, wie Sie schreiben, das Erlebnis war ein großes. Sich selber zu erfüllen, zu wissen: dies und nichts anderes ist mein wahres Wesen, und diese oder jene Beigabe ist es nicht, das ist doch wohl das größte Erlebnis. O Georg, lieber Georg, ich möchte Sie bitten, über Ihr Leiden nicht allzu traurig zu sein! Mir wird, während ich Ihnen schreibe, von innen heraus freudig zumute. Ich bin überzeugt, der „Krampf“ ist der Beginn von etwas Neuem. Sie haben den Kerker erkannt und von sich abge sondert. Sie werden anfangen, in seiner Enge ein eigenes, Ihr eigenstes und wahres Leben zu leben. Glauben Sie, glauben Sie an die hohe Aufgabe! Die Geprüften sind die Erwählten. Sie machen die großen inneren Erfahrungen sprungweise. Wir andern sinken immer wieder in die Betäubung des Alltags zurück. Darum: Seien Sie nicht allzu traurig! Das ist's ja, was auch mich bei euch im Lazarett beglückt: hier spüre ich das wahre Leben; im Leiden schält es sich heraus. Wie groß habe ich hier leiden — und sterben — sehen! Wissen Sie noch den Tag, als ich Schmidt II bis zuletzt in den Armen hielt? Sie fanden mich nachher verändert; ich war es auch und bin's. Berzählen Sie, daß ich immer auf mich zurückkomme!

Daß ich Ihre Schwierigkeiten nicht unterschätze, das wissen wir doch immer, nicht wahr? Ich kenne ja „die große und die kleine Misere“. O Georg, wie glücklich wäre ich, wenn es wieder mein Amt sein könnte, sie mit Ihnen zu tragen! Waren wir nicht tage- und wochenlang glücklich und heiter zusammen? Wir haben ja so schöne, ganz besonders schöne Erinnerungen, trotz allem. Denken Sie manchmal daran, in den „schwarzen Stunden“! Ich tue es auch.

Ich habe neulich Schneider von Ihnen gesprochen. Er läßt den Kameraden „Nummer drei“ (ich nannte Sie bei Ihrer Saalnummer) grüßen. Der Saal hat sich in den letzten Tagen etwas geleert, und ich habe mehr Zeit für meinen

„Schweren“. Ich mag ihn nicht dem Wärter überlassen; er steht schlimm aus und ist noch nicht am Ende. Soll ich ihn von Kamerad Nummer drei grüßen?

Nun schlafen Sie wohl! Tun Sie's auch?
Ihre Schwester Nina.

Ich kann Ihre Briefe immer lesen — ich habe den Schlüssel dazu! Lassen Sie sich drum nie durch einen Gedanken an schlechte Schrift abhalten; umso weniger, als nur die Bewegung selber Besserung schafft.

Berlin W., 11. Dezember.

Liebste Schwester Nina!

Was Sie mir schreiben, hätte ich nie so in Worte fassen können; aber ich fühle, wenn ich's lese: Das ist es! Nach allem diesem werden Sie auch nicht denken, es sei ein schmählicher Rückzug, wenn ich Ihnen meinen Entschluß sage: ich habe die elektrische Behandlung abgebrochen und diese Hoffnung auf einen offenen Türspalt im Kerker aufgegeben. Ich habe ja acht Wochen lang versucht, und nicht die geringste Veränderung hat sich herausgestellt, Schwester Nina! Ich will die immerwährende Ungeduld nun fahren lassen. Ob man das kann?

Dr. Boß und die Eltern gaben mir so widerspruchslos recht, „eine kleine Pause in der Behandlung eintreten zu lassen“, daß ich nun sicher weiß, niemand erhoffte mehr etwas davon als ich. Es ist beinahe lächerlich. Und doch, Schwester Nina, ich glaube noch immer nicht an die Hoffnungslosigkeit. Wann kann ich wohl mit meinem Herzen daran glauben und doch leben? Nicht an den Ballsaal denke ich, ach, längst nicht mehr, sondern nur an eine Studierzimmerarbeit, wie wir sie uns einst zusammen ausgemalt haben — doch es hat keinen Zweck.

Gedächtnisarbeit könnte es jedenfalls nicht sein; denn die Erinnerung ist unzuverlässig, besonders an alles, was vorher liegt. Meine „Feldzugserinnerungen“ — ich sage Ihnen nun alles, Schwester — gehören auch zum Rüstzeug der Selbsttäuschung, das ich über Bord werfe. Es ist ein Schemen, das ich noch vor den Eltern aufrecht erhalte. Vielleicht ist es eines Tages begraben, ohne daß jemand es gemerkt hat. Diese Enthüllung vor mir selber ist mir nicht schwer geworden;

ich merkte ja längst, daß nichts daraus würde, eigentlich schon, als wir es berieten, Sie und ich. Aber damals hatte ich diesen Plan nötig. Und jetzt? Ach Schwester, Sie trauen mir zuviel Gutes zu! Jetzt bin ich einfach matt, dämmre so hin, mag nicht geweckt werden.

Aber etwas anderes, Schwester Nina! Haben Sie daran gedacht, was bald da ist? Weihnachten! Wissen Sie noch: unser kleiner Baum, letztes Jahr, im Absonderungszimmer? Es war ein so weher und doch so schöner Tag! Schwester, Schwester, haben nicht manche von Ihnen Urlaub zu Weihnachten? Ich kann den Tag nicht ohne Sie erleben! Was werden Sie mir antworten? Nichts von Pflicht, nicht wahr! Schreiben Sie mir bald, bald! Kommen Sie? G.

Grüßen Sie Schneider; es tat gut, wieder mal „Kamerad“ zu hören.

Ref.-Lazarett D. II, 13. Dezember.

Lieber Georg, ich habe heut nur Zeit für zwei Zeilen. Ich kann Ihnen eine Antwort auf die Weihnachtsfrage jetzt noch nicht geben, nicht vor dem zwanzigsten. Ich schreibe Ihnen in meiner aller-nächsten Freizeit Ausführliches darüber.

Wir haben einen neuen Transport, zum Teil erfrorene Glieder, viel und rascheste Pflege nötig, überall Arbeit. Aber ich schließe Sie doch schnell und fest in die Arme.

Schneider läßt grüßen; es geht ihm nicht gut. Schwester Nina.

Berlin W., 18. Dezember.

Ich warte noch immer, Schwester Nina, auf das, was mir jetzt am allerwichtigsten ist. Doch es war gut von Ihnen, daß Sie mir eine Karte schrieben! Die Eltern lassen Sie sehr zu uns bitten; Mutter wird Ihnen schreiben. Ich sage Ihnen, uns allen, auch Vater und Mutter, bangt heimlich vor dem Fest, wenn wir allein sind. Wir werden alle Haltung mimen; ich denke nicht gerne daran.

G.

Ref.-Lazarett D. II, 20. Dezember.

Mein lieber Georg!

Einmal müssen Sie mir erlauben, die Nacht zu benützen; es würde mir ohnehin den Schlaf nehmen, Sie noch immer wartend zu wissen. Ihre Botschaft, daß bald

Weihnachten sei, hat mich wahrhaftig beinahe überrascht; so geht es gegenwärtig bei uns zu! Sie wissen, daß ich kommen will; aber ob ich kommen kann? Es wird bis zum 24. früh davon abhängen, wie sich meine Neuoperierten halten, worunter Schneider. Ich teile den Saal jetzt mit einer kürzlich eingestellten Schwester, die sich erst einarbeiten muß. Schwester Grete von Saal 37 will zum Guten sehen, wenn ich fort bin; aber das geht nur, wenn keine kritischen Fälle da sind. Nun wissen Sie, daß Weihnachten mit seiner ganzen Gefühlszone an sich zum Kritischen gehört. Vielleicht, Georg, müssen wir beide ein Opfer bringen. Wenn ich's vermeiden kann, so vermeide ich's. Aber begreifen Sie, hier ist mein Posten, das durchdringt mich ganz. Ich könnte nicht fort, wenn für einen meiner Jungens die schwere Stunde käme oder auch nur eine schwere Stunde. Sie wissen's am besten, Georg, wie oft man stirbt! Sie werden mir manches entgegenhalten; aber Sie, Georg, Sie sind sozusagen mein Ältester, dem man sehr viel Kraft zutraut.

Mir scheint sogar, Sie trauen sich selber eine Menge Kraft zu, daß Sie es wagen, mit einem Mal „das ganze Rüstzeug der Selbsttäuschung über Bord zu werfen“ und sich nicht eine Kleinigkeit für schwache Stunden zu bewahren! Von diesen Dingen nächstens einmal; vielleicht sprechen wir uns ja mündlich. Sie haben brieflich oder telegraphisch meine Antwort bis spätestens 24. mittag. An Ihre Frau Mutter schreibe ich.

Leben Sie wohl und gute Nacht. Ich hätt's auch nötig, Sie wieder einmal in den Armen zu halten.

Schwester Nina.

Ref.-Lazarett D. II, 23. Dezember.

Lieber, liebster Georg!

Sie werden die Antwort schon am vierundzwanzigsten früh haben, und Sie werden sich sagen, daß dies nicht mein Kommen bedeutet. So ist es auch. Ich muß Ihnen ein kleines Erlebnis von heute erzählen, und dann werden Sie mich begreifen. Heute früh kommt eines von den wohlbekanntesten amtlichen Schreiben, die fast immer etwas Schweres melden, an Schneider. Mir war bange, da er von seiner dritten und für die nächsten sechs

Monate letzten Operation sehr herunter ist. Ich mußte es ihm lesen: sein Bruder ist gefallen. Schneider sagte fast nichts dazu. Den ganzen Tag lag er meist mit geschlossenen Augen. Am Abend gehe ich noch einmal an sein Bett und fasse seine Hand. Er öffnet die Augen und bittet mich, ihm das Schreiben noch einmal zu lesen. Nachher sagt er leise: „Nun bin ich allein übrig.“ Nach und nach erzählt er mir in kurzen Sätzen mit seiner schwachen Stimme, daß der Bruder das Einzige gewesen war, was er an Familie besaß. Der Bruder war zehn Jahre jünger; dreizehnjährig wurde er Waise. Schneider hat sich um seine Erziehung bekümmert. „Ich hatte ihn fast immer unter den Augen,“ sagte er. Wie ich weggehen will, fragt er noch: „Ist morgen Weihnachten?“ Gerade diese kleine Frage kam mir so traurig vor, Georg, daß ich mich in dem Augenblick entschloß, nicht zu fahren. Sind Sie einverstanden mit mir?

Schneider ist einer von denen, wissen Sie, die wenig sagen und alles empfinden. Bei seiner sehr schmerzhaften Sache ist es nicht einerlei, wer ihn bedient. Und ich dachte daran, wie es in seiner Einsamkeit wirken müßte, wenn ihn morgen andere Hände anfassen würden und an dieser traurigen Weihnacht auch das einzige Wesen ihn verliese, zu dem er eine menschliche Beziehung hat.

Nun aber, Georg, hab' ich noch einen zweiten Entschluß gefaßt. Wenn ich morgen nicht komme — lange dauern wird es nicht mehr bis zum Wiedersehen. Meine Tage im Lazarett sind gezählt. Ich kann das lange Stehen nicht mehr mitmachen; das Aderkystem revoltiert. Ich spreche nach Neujahr mit dem Generalarzt; dann werden wir sehen, wann er Ersatz bekommen kann. Und wo ich dann zuerst hinfahre, das wissen Sie! Mag mich nachher die Bibliothek mit ihren Zettelkästen wieder in Empfang nehmen, Sonntags und Feiertags komme ich zu Ihnen — was sind zwei Stunden Schnellzug! Ich kann doch nicht mehr ganz ohne meine „Kinder“ sein! Und im Sommer, Georg, wenn Sie ins Bad müssen, da komme ich mit, da will ich Sie wieder pflegen, und wir wollen glücklich sein in „unserer“ Welt, wie damals, und mehr noch; denn wir

wissen ja jetzt, daß der Kampf nur dem Kerker gilt, und das gibt Ruhe.

Morgen bin ich in Gedanken bei Ihnen. Ich weiß, Sie werden das Fest dem alten Papa leicht machen, der um Ihre Stimmung bangt.

All meine Liebe ist bei Ihnen. Ach, ich habe recht Sehnsucht, einmal wieder das liebe Haupt in den Arm zu fassen und zu wissen, daß es dort ausruht. Wie oft hielt ich es so, wenn Sie aßen und tranken oder die Müdigkeit im Nacken Sie quälte! (Uebrigens sind Sie davon hoffentlich befreit?) Damals konnten Ihnen meine Gedanken wohl tun — und heute?

Schwester Nina.

Berlin W., 24. Dezember.

Schwester, wie sind Sie schön und ganz Sie selber! Ihr Bild und Ihr Brief — es hat mir einen Wirrwarr angerichtet! Aber es tut nichts — denken Sie das ja nicht! Ich spüre, daß ich lebe. Ich vergesse beinahe den Kerker.

Ich habe mich übrigens nicht ganz schlecht gehalten. Jeder hat sich rührend bemüht, das Fest erträglich zu machen! Mutter mit ihrer geschäftlichen Sachlichkeit wirkt immer entspannend; es wird alles selbstverständlich. Papa hatte schon mehr Mühe, aber es verlief alles planmäßig. Ich habe eine ganze Bibliothek erhalten, alles nach meinen Angaben natürlich. Schade, daß ich nicht anhaltend lesen kann. Mutter sagte zu Gerta: „Nun lies du Georg nur auch vor; es schadet dir gar nichts.“ Sie hat noch gestern angefangen wie ein gutes Tierchen: Tolstoi! — Aber daß Sie mir Hölderlin schickten, das gehört zum Wohltun der Gedanken! Ich schrieb Ihnen wohl nie, daß ich solche Sehnsucht nach reiner, hoher Poesie habe? Auf mich wirkt das jetzt alles so unfehlbar, jede Schönheit, jede Trübung! Auch das wußten Sie, als Sie mir das Motto schrieben: Das Beste vom Guten.

Und doch, Schwester, hatte ich mir noch einen kleinen — oder großen? — Wunsch auf Weihnachten aufgespart. Aber ich schrieb Ihnen schon, in mir ist etwas in Wirrwarr geraten, und bis der sich gelegt hat, möchte ich den Wunsch nicht tun. Schwester, vor allem muß ich Ihnen sagen, daß mir Schneider wirklich

leid tat, ich konnte mir aus Ihrem Brief so ganz die Lage denken. Auch was Sie mir von Ihrem „Posten“ schrieben, hat Sie mir so verständlich und lebendig gemacht! Nur um die Minute, als Sie dachten: „Ich bleibe“, habe ich den Kameraden beneidet. Nein, „beneidet“ ist zu häßlich; bloß, es war gestern den ganzen Tag eine kleine Trübung in mir. Als dann Ihr Bild kam, entstand der Wirrwarr. Nachts wurde er sogar schlimm, ich tappte im Grundlosen. Bin ich lange kindisch gewesen? Streicht meine Krüppelhaftigkeit, dieses Lebendigtotsein, mein Manne-
nestum aus, das der Persönlichkeit selbst? Nun schreibe ich Ihnen dies doch, aus Gewohnheit, dem besten Freund! Vielleicht zuviel. Ich lese Ihren letzten Brief und finde keine ganze Befriedigung. Sind's kleinliche Zweifel? Die eines Kranken, der an sich selber zweifelt? Nun, lesen Sie alles in mir!

Georg.

Ref.=Lazarett D. II, 24. abends.

Georg, was haben Sie sich ausgedacht! Schöneres und schöner Empfundenes hätte es nicht sein können! Nie werd' ich Ihnen diesen Gedanken vergessen! Ich wollte nur, Sie hätten die Fülle der Blumen sehen können! Der Saal war so festlich damit. Ich habe allen beim Austeilen gesagt, daß ein Kamerad die Blumen schicke. Da haben die Leute sie mit erstaunten, stillen Augen angeschaut. Es war eine viel größere Freude, als wenn ein Gönner sie geschenkt hätte. Auch Schneider sah die Nelken nachdenklich mit seinen traurigen Augen an und sagte: „Wie? Von Nummer drei? Schicken wir ihm doch einen Zweig von unserm Tannenbaum!“ Da haben Sie ihn, samt der Karte mit allen Unterschriften; auch die drei Linkshänder haben ihr Bestes getan. Sie sehen, Sie waren wirklich bei uns. Noch am späteren Abend sagte Schneider plötzlich: „In diesem Alter sind sie so prächtig!“ Er erkundigte sich nach Ihnen. Sein Bruder war so alt wie Sie, als er ihn vor Kriegsbeginn zum letzten Mal sah.

Unser Verzicht, Georg, war recht getan. Ich durfte an Weihnachten von meiner Schar nicht fort sein. Viele hatten einen schweren Abend. Wir bekamen Be-

such von einem Künstlertrio, das Beethoven spielte. (Ein Mißverständnis, daß man an diesem Heimwehtag die Leute mit Musik noch mehr erweicht!) Auch Schneider, unser Weltmann, konnte die Fassung nicht bewahren. Beim Gutenachtsgespräch fragte er mich, ob ich am fünf- und zwanzigsten nach Hause führe. Ich antwortete ihm, daß meine Mutter zu weit weg wohne und daß in diesem Jahr der Saal meine Familie sei. Leise sagte er nur: „Ja, hier sind Sie nötig“; aber das genügt uns, nicht wahr?

Georg, noch einmal muß ich Ihnen danken, daß Sie so zu uns gekommen, bei uns gewesen sind, bei mir und bei Ihren Kameraden. Darf ich Ihnen sagen, daß ich bei mir selber gedacht habe, wie unwirklich doch eigentlich der Kerker ist und wie stark die Wirkungen der Seele, die alles durchdringt! Georg, während ich mir vorstelle, wie Sie sich uns allen mitgeteilt haben, da kommt mir eine Idee, die mich ganz glücklich macht — wenn sie sich verwirklichen läßt. Es ist nämlich eine Weihnachtsbitte an Sie: die Frage, ob Sie sich uns noch mehr mitteilen wollen, mit Ihrer Fürsorge, mit „dem Ihnen“? Sehen Sie, ich muß hier oft die Leute in einen Alltag von schweren Sorgen hineinziehen lassen. Es gibt Fälle, die kein Recht auf eine Zulage zur Rente haben, die nicht einen neuen Beruf lernen können oder sonst zu „ertüchtigen“ sind und die nach Hause kommen mit dem Bewußtsein, zur Last zu fallen trotz ihrer Pension oder ihre Familie nicht mehr ernähren zu können. Die Sorgenmiene dieser Menschen tut mir im Herzen weh, und es brauchte oft nicht allzu viel, um die erste Verlegenheit zu bannen. Ich habe jetzt einen Orchester-
musiker hier, einen stillen, blonden Menschen, der nächstens entlassen wird und dem ich den Kummer am Gesicht ablesen kann. Er hat einen Brustschuß. Der Sitz der Kugel ist so heikel, daß sie der Herz-
tätigkeit wegen nicht herausgenommen werden kann. Die Stelle ist sehr empfindlich, der Arm deshalb nicht ordentlich brauchbar, der Atem schmerzhaft, sogar die Erschütterung des Auftretens un-
leidlich. Der ganze Mensch kann als affiziert gelten, man weiß nicht, wie's aus-

geht, und muß zuwarten. Neulich war die Frau da, zartes, kümmerliches Wesen. Ich nahm sie auf die Seite; sie hat zwei Kinder, brachte sich mit der Staatsunterstützung und mit Strickarbeit für die Kriegshilfe (zwölf Mark in der Woche bei größtem Fleiß!) spärlichst mit den Kindern durch. Der Mann soll nichts von ihrer Heimarbeit wissen. Wenn er zurück ist, muß besser gekocht und gegessen werden. Die Sorge ist da, wenigstens bis er Stunden findet und Notenkopierarbeit, die er versteht. Es ist ein Fall von ähnlichen. Können Sie helfen, Georg? Die Leute sind ganz vertrauenswürdig, und es liegt noch etwas von Künstlertum, von besserer Geistigkeit und Sichnichtpreisgebenwollen über ihnen. Am Weihnachtsabend war er immer zwischen Genuß und Qual.

Wollen Sie? Und darf ich sagen, von wem? Er ist fein genug, um sich vor Ihnen nicht zu schämen; es wird ihm weniger peinlich sein als von „Ungekannt“, den er in jedem wittern würde. Sie brauchen nicht sehr tief zu greifen, und Sie werden die armen zwei, die jetzt mit Sorgen schlaflos liegen, so erleichtern! Was sagen Sie wohl dazu? Mir scheint, Sie leben nach und nach wieder mit „uns“ und breiten sich aus.

Gute Nacht, mein lieber Spender! Ich hoffe, Ihr Abend war erträglich! Vielleicht schlafen Ihre Eltern glücklich ein, daß Sie Ihnen einen Wunsch erfüllen konnten. Mich haben Sie hoch erfreut.

Schwester Nina.

Berlin W., 25. Dezember.

Schwester Nina, ich habe Ihren Brief von gestern in der Hand; ich sehe Sie, ganz Güte, Fürsorge und Klarheit. Sie denken an Schneiders Leid, an die Sorge des stillen Musikers, an meine Einsamkeit, an den schweren Abend der Bielen, und ich komme zu Ihnen mit einer Kleinlichkeit! Ich weiß nicht mehr ganz genau, was ich Ihnen schrieb, wie ich es schrieb; aber es schmerzt mich, daß ich „im Kerker“ kleinlich werde. Ich fühlte das schon oft; es quält mich, daß ich nicht auf der Höhe meiner selbst bin, sondern empfindlich, gereizt, nicht immer Gentleman. Ich klebe an Worten und Ereignissen und bin ab-

hängig auch darin. Ja, meine Stimmung ist immer unter Null; die Körper- und Pflegemühsere ist doch jeden Tag neu; in meinem Alter gewöhnt man sich nicht daran. Ich sage dies nicht zur Entschuldigung; ich sehe nur einen Gegensatz zwischen Ihrem klaren, unbeirrten Leben, das sich hier und dort mitteilen kann, und meiner Fesselung. Plötzlich bin ich alt, ganz alt, und ich sehe Sie fern stehen, in einem andern Kreis... Uebrigens wollte ich dies nicht schreiben. Ich strebe ja nach der klaren Ruhe. Manchmal, aus großer Dichtung, fließt sie in mich über.

Neben all diesem, Schwester, hat es mir doch einen frohen Zufuß gegeben, daß ich ein Spender werden soll. (Die Eindrücke gehen so nebeneinander und durcheinander).

26. Dezember.

Heute bin ich gut erwacht. Irgend ein Plan war da, etwas Erfreuliches. Da kam es mir: unser Musicus! Was wird er dazu sagen? Bitten Sie ihn doch, daß er von zu Hause Ihnen schreibt, wie es ihm geht, wie er sich behilft mit seinen blauen Lappen! Von mir wird er sie nehmen; denn wir gehören zueinander, wir, die der Kerker drückt. Schwester, wenn ich noch einmal gesund würde, wie anders wäre das Leben! Ich würde unter die Menschen gehen, die jetzt meinesgleichen sind, und versuchen, sie glücklich zu machen.

Ich muß einmal mit Vater über seinen Standpunkt sprechen. Er ist reich und gut und teilt doch nicht an Hunderte mit... Den Musicus lassen wir nicht mehr fallen, nicht wahr? Ja, Ihre Idee war ausgezeichnet.

Schwester, glauben Sie mir, ich bin mit mir versöhnt: es soll nichts Kleinliches vor Ihre Güte treten. Löschen Sie meinen letzten Brief aus!

Immer derselbe:

Georg.

Ref.-Lazarett D. II, 27. Dezember.

Mein Georg!

Schon seit zwei Tagen ist Ihr Weihnachtsbrief da, den ich so rasch beantwortet wollte, und nie kam die ruhige Stunde, in der ich mich hätte darüber setzen können. Rasch wollte ich Ihnen

Schreiben, um Ihnen zu sagen: Quälen Sie sich nicht, ich bitte Sie von ganzem Herzen! Nicht über Ihre eigenen Gedanken und nicht über Ihren Brief dürfen Sie sich quälen! Wenn ich Ihnen versichere: eine einzige Viertelstunde, nein, eine Minute des Beisammenseins, und alles das ist ausgelöscht — so ist dies nicht ein Ausweichen, sondern mein innerstes Wissen.

Aber noch mehr, Georg. Ich möchte Ihnen etwas Bestimmtes und Tatsächliches geben, das hier stehen soll für alle Stunden, in denen Sie etwa grüblerische Gedanken befallen, etwas, wie ich es nur Ihnen sagen kann, weil Sie aus dem Förmlichen und Scheinhaften herausgehoben sind in eine andere, reinere Welt.

Sie, mein innig lieber Pflegling, Sie haben mir das schönste Glück geschenkt und schenken es mir noch. Kann ich mehr sagen? Und wenn mein stärkstes Gefühl für Sie immer dies war, Sie „hindurchzutragen“, so war es ein glühendes Verlangen, nicht ein lauer Wunsch, und glühend ist es heute noch.

Damit Sie sich nicht mehr quälen, will ich aufs Papier bringen, was in das stille Herz gehört. Ich war bei Ihnen, Georg, als Sie nichts von sich wußten und Ihr Körper nur ein einziger Schmerz war. Damals betrachtete ich Ihren Kopf, den ein reiner und feiner Geist geformt hatte. Dieser Geist jammerte mich unaussprechlich, sodaß ich für den verlassenen Körper tat, was ich konnte. Allmählich kamen Sie zurück zu Ihrem Körper. Sie waren so, wie mir Ihr liebes Haupt vorausgezeigt hatte. Jeder Tag bewies und beweist es mir schöner. So hange ich mit Ihnen zusammen, so habe ich teil an Ihrem Geist und Ihrem Körper. Und wissen Sie nun, warum in der Pflege der niedrigste Dienst erhöht ist? Ich bin nun so, Georg: was leidet, das erscheint mir geweiht. Dies ist meine Antwort.

Wenn ich aber jetzt, wo der demütige Pflegedienst von einst wegfällt, Ihnen diese Gefinnung nicht genug zeigen konnte, so verzeihen Sie mir. Ich muß meine Briefe oft so rasch an Sie schreiben, alles zusammendrängen; der Ton kam vielleicht nicht immer aus einem ganz auf

Sie gerichteten Sinn; denn die gegenwärtigen Aufgaben lassen mich nicht los. Und nun Ihre Bitte??

Dankbar und glücklich

Ihre Schwester Nina.

Berlin W., 29. Dezember.

Schwester Nina, ich könnte anfangen mein Unglück zu lieben. Ich küsse Ihren Brief.

Meine Bitte war, Sie möchten du zu mir sagen.

Ihr Georg, der Ihnen gehört.

Res.=Lazarett D. II, 31. Dezember.

Hier hast Du das Du, lieber Mensch. Daß Du ein wenig glücklich bist, macht mich so froh! Ich küsse Dich auf die Stirn zum neuen Jahr. Heute bin ich so ganz bei Dir. Es sind Gedenktage um die Jahreswende. Letztes Jahr kämpften wir miteinander gegen Deine Trübsal; heute bist Du es, der mich froh macht.

Georg, Du schreibst mir neulich, Du habest Sehnsucht nach hoher, reiner Poesie, und aus großer Dichtung fließe Ruhe in Dich über. Am Christfest hat man hier die Weihnachtsgeschichte vorgelesen. Dieser Geist und diese Sprache sind wie aus einer göttlichen Welt. Wenn Du Deine Abneigung gegen das sogenannte Religiöse nicht darauf beziehst, so würdest Du hier ein gewaltiges Erlebnis haben und eine reine Quelle für den Geist. Ich schicke Dir ein Exemplar auf morgen — ohne Leseverpflichtung.

Auf alte Liebe im neuen Jahr!

Deine Schwester Nina.

Berlin W., 2. Januar.

Liebe Schwester Nina! So viel Augen und Kopf und Hand herhalten wollten, habe ich in Ihrem Luther-Testament gelesen. Es ist groß, wirklich eine Quelle, wie Sie sagen. Vieles Einzelne verstehe ich nicht; aber die Strömung, die aus dem Ganzen dringt, trägt einen hoch. Merkwürdig, wie es oft unmittelbar an einen selber gerichtet scheint! Manches ist von frappanter Wahrheit. Ich lese heute weiter. Wenn ich's nur anhaltender könnte! Aber der Kopf ist doch mit angegriffen. Nicht das innerliche Denken, aber die Organe, das Gedächtnis und sogar die Verbindung zum Sprechen. Ich hab es nun lang beobachtet, und das be-

trübt mich am meisten. Schwester Nina, ich hatte einen schlechten Jahreswechsel; aber Sie wissen ja alles. Sind Ihnen meine Gedanken begegnet?

Für Ihren guten, lieben Brief danke ich Ihnen. Ich unterlasse so oft, Ihnen zu danken. Und doch sind Ihre Briefe meine Gesellschaft; ich führe Gespräche mit Ihnen. Auch mit dem Bild; ich drehe nachts das Licht an — Extravorrichtung für den Arm — und sehe nach Ihrem Bild. Sie sind da. Ich träume weiter. Aber nach dem Brief (vom 27.) ist jeder Dank ein reines Nichts. Schwester Nina, womit verdiene ich's?! Ich küsse Ihre Hände.

Ihr Georg.

Was macht der Musicus?

Berlin W., 5. Januar.

Ich habe weiter gelesen. Schwester, was ist das für ein Buch! Davon ahnte ich gar nichts. Wie es der Opferung entgegen geht, wird alles noch verklärter. Vieles ist mir unverständlich, und doch auch diese Stellen haben eine bezwingende Hoheit. Das Ganze war ein mächtiges Erlebnis. Ich muß Ihnen sagen: die einzelnen Worte tropften mir heiß ins Herz. Der Kerker war aufgelöst.

Das Buch bleibt dicht bei mir. Daß Sie es mir schickten, Schwester, ist kein Zufall. Sie erraten ja alles. Wann kommen Sie, daß wir über das Buch sprechen können? Und daß Sie mir endlich ganz nah sind?

Schwester, ich fürchte, Sie sind mehr überanstrengt, als Sie zugeben. Schreiben Sie mir die Wahrheit!

Es wartet einer auf Sie.

Georg.

Ref.=Lazarett D. II, 15. Januar.

Lieber Georg!

Ueber Deine Briefe bin ich hoch erfreut. Es ist mir gerade so, als hätte ich Dir einen lieben Freund geschickt. Es ist ja etwas in uns, das viel mehr versteht als unser Denken. Wie könnten wir sonst die Musik begreifen, die uns ganz auflöst? Und in „unserer“ Welt hört dieses innere Ohr feiner als draußen. Ich bin glücklich über das, was Du schreibst.

Beutler, unser Musicus, ist also gestern verständigt worden. Er war erst sprachlos, weigerte sich dann bescheiden, wie zu

erwarten. Als ich ihm aber die Sache von allen Seiten darstellte, auch Deine Freude, ihm nützlich zu sein, und die Erleichterung für seine Frau, nahm er auf eine einfache und gütige Art an, die ihm alle Ehre macht. Er braucht wirklich viel Schonung und nicht den Kampf des Lebens für seinen kümmerlichen Zustand. Er will Dir selber schreiben. Er lächelt mir nun immer zu, wenn ich an ihm vorbeigehe; ich wollte, Du sähest es. Ach, wieviel Glück könnte geschaffen werden!

Gleichzeitig mit meinem Brief wirst Du ein paar halbverwelkte Rosen bekommen. Wir hatten heute eine kleine Verteilung. Als ich zu Schneider kam, sagte er: „Meine Schicke ich Nummer drei; kann ich, Schwester?“ Ein Kamerad hat sie schönsten verpackt. Seit sein Bruder gestorben ist, wirst Du oft erwähnt; er hat das Gefühl, auch ich hätte einen jungen Bruder, und spricht so von Dir. Er fängt an, sich zu erholen; sobald es angeht, soll er ins Genesungsheim.

Wann ich fortkomme? Das Datum ist noch unbestimmt, womöglich auf ersten März. Ich bin frisch auf, und die Sache ist ganz harmlos. Bei Dir werde ich ja ausruhen. Ich lasse mich dann verwöhnen. Willst Du?

Tausend Grüße!

Schwester Nina.

Berlin W., 20. Januar.

Liebste Schwester!

Ob ich Sie verwöhnen will! Sogar vollkommen verzärteln und verweichlichen werde ich Sie! Sie bekommen das weiße Gastzimmer — neben meinem. Mutter, die doch kein Gefühlsmensch ist, macht schon Pläne. Mein alter Herr aber wird Sie vergöttern. „Wann kommt denn nun die Schwester?“ fragt er jeden Tag, als sollten Sie schon längst da sein.

Werden Sie den Tee bei mir trinken, in der Dämmerstunde? Was für ein Glück, daß Sie meine ganze Miserabilität kennen und es kein „trauriges Wiedersehen“ gibt!

Schwester, Sie sagten einmal lächelnd, als ich Ihnen für irgend etwas dankte: „Der Andere ist gemeint.“ Ich hatte mich verwundert und es deshalb behalten. Nun verstehe ich Sie. Das

müßte ich zu Beutler sagen. Sie schreiben: Wieviel Glück könnte geschaffen werden! Aber können nicht wir uns etwas mehr leisten? Ich kann noch reichlich „tiefer greifen“. Bitte, äußern Sie sich!

Die Rosen sind da. Und Schneider hat mir gekriegt: Dem tapfern Kameraden in der Ferne. Kommt sein Arm nicht mehr zurecht?

Und nun: Wann, wann?

Ihr wartender Georg.

Berlin W., 24. Januar.

Das Buch läßt mich nicht los, Schwester. Nie habe ich etwas Ähnliches erlebt. Ist es nicht das Buch „unserer“ Welt? Ich erinnere mich, daß im Lazarett da und dort irgend ein einfacher Kerl das Testament neben dem Bett liegen hatte. Jeder hat wohl sein eigenes Erlebnis damit; meines ist bestimmend. Ich habe die Probe darauf. Und ich will's Ihnen erzählen; denn ich habe Ihnen so viel vorgestöhnt von Gereiztheit und von Mißverständnis. Ich schrieb Ihnen, es wird mir nie ein Vorwurf gemacht; aber Mutter schweigt in meinen bösen Augenblicken beharrlich oder redet in einem nachsichtigen Ton, und Gerta macht scheue Augen. Und wenn ich nicht da bin mit meiner Plage, dann höre ich sie manchmal so fröhlich und ganz ungezwungen lachen, wie man es bei mir nicht tut, und das, Schwester, das macht mich todtraurig. So war es neulich wieder. Ich hörte ihre Stimmen aus dem Eßzimmer — so heiter. Das Elend hat mich mal wieder angefallen. Ich spürte, daß es gräßlich werden würde und langte mir das Buch. Es hat mich ganz gestillt. Unmittelbar spricht es zu mir, fast so, als redete es aus meinem eigenen allertiefsten Innern; ein stärkerer Mensch steht dann in mir auf.

Es hat wieder einer zu danken; aber diesmal ist nicht „der Andere gemeint“, sondern

Ihr Georg.

Ref.-Lazarett D. II, 29. Januar.

Georg, lieber, Du machst mich froh und glücklich mit Deinen Briefen. Daß „der stärkere Mensch“ in Dir aufsteht, daß Du mit mir wirken willst und sich so nach und nach eine Tür in die Zukunft aufzutut, das macht mich überglücklich. Es ist gut

von Dir, daß Du mich an Deinen Erlebnissen teilnehmen läßt. Ich bin Dir für so manches dankbar, was ich nicht aussprechen kann. Als ich Dich zurechtpflegte damals, tat ich's nicht leichtsinnig. Dein Leben kam zurück; aber ich konnte nicht wissen, ob Du „guten Willens“ sein würdest. Du bist es gewesen, mein lieber, tapferer Bruder. Ich möchte Dir dafür so von Herzen danken!

Meinen „Abschied“ nehme ich wahrscheinlich auf 1. März; es kann aber schon vorher möglich sein.

Beutler ist letzte Woche abgereist. Er hat mir lange die Hand gedrückt. Seine kleine Frau war gerührt. Sie hat ihn sorgfältig von dannen geführt. Er wird Dir inzwischen geschrieben haben?

Unsere Pläne werden wir wohl noch vor dem ersten März ausbauen, was meinst Du? Ich habe ja vom Lazarett aus mehr Einblick in menschliche Verhältnisse, als ich es voraussichtlich später haben werde. Ich darf also irgend einen zweiten Fall Beutler für Dich aufgreifen? Ermächtigt Du mich dazu? Ich freue mich über unser neues Gemeinsames.

Schneider steht nun auf. Es ist immer ein schwieriger Moment, wenn die Auseinandersetzung mit dem Leben von „nachher“ anfängt. Unser Weltmann ist gleichmäßig höflich, macht so wenig Mühe wie möglich und bleibt in sich gefehrt. Ich werde sein ritterliches Wesen vermissen. Sein Arm ist lahm; ich fürchte, er wird ihm mehr hinderlich als nützlich sein.

Leb wohl, lieber Pflegling. Jeder Tag nähert uns einander! Ja, wir werden den Tee zusammen trinken. Und darf ich das liebe Haupt auch wieder halten? Wie einst.

Schwester Nina.

Berlin W., 4. Februar.

Liebe, treue Schwester Nina!

Ja, selbstverständlich, wie einst. Heute schreibe ich nur kurz; das laue Tauwetter macht mir den Kopf schwer. Es ist Chance, daß ich ein Buch habe, von dem zwei oder drei Zeilen schon die Gedanken stundenlang ausfüllen. Manches tönt mir wie geistige Musik; es klingt im Wachen und im Schlummern immer wieder an.

Bitte, machen Sie Vorschläge zu unserm Unternehmen, das mich sehr interessiert.

Ich habe Ihren Brief verstanden, auch das Unausgesprochene. Ja, jetzt verstehe ich Sie ganz. Immer mehr gehöre ich Ihnen.

Georg.

Grüßen Sie Schneider herzlich.

Ref.=Lazarett D. II, 11. Februar.

Liebster Georg, laß mich bald hören, wie es Dir geht, ich bitte Dich sehr! Ich sage mir zwar, daß ich mich auf unsere Abmachung über Deine „Meldepflicht“ verlassen kann; aber ich ängstige mich, Du leidest noch immer unter der Schwere, von der Du schreibst.

Hier haben wir wieder einmal Abschied genommen. Schneider ist heute verreist. Ich half ihm die Uniform anziehen. Als ich versuchte, seinen Arm in den Mantel zu stecken, sagte er plötzlich: „Ja, Schwester, wenn Sie mich damals hätten verbluten lassen, es wäre einfacher gewesen.“ Ich hätte ihm so gern etwas Herzliches gesagt, aber diese älteren Leute mit ihrer verhaltenen Resignation machen's einem schwer. Er war ritterlich und tadellos bis zuletzt. Es ging mir ans Herz, ihn ziehen zu lassen. Er trug mir noch schöne Grüße an Dich auf. Heut hat er herrliche Rosen gesandt.

Und Du? Schicke mir eine kleine Meldung! Mein Ersatz ist gefunden und antrittsbereit; nur ein paar Wochen trennen uns! Diesmal noch in Gedanken viel Inniges und Liebes!

Schwester Nina.

Diktat:

Berlin W., 12. Februar.

Liebe Schwester Nina!

Das laue Wetter bekommt mir nicht gut; das ist alles. Ich schicke Ihnen durch Bruder Simon einen herzlichen Gruß.

Können Sie bald loskommen?

Ihr Georg.

Ref.=Lazarett D. II, 13. Februar.

Liebster Georg!

Ich reise morgen früh; bleib' obenauf! Um Mittag bin ich bei Dir. Ich schließe Dich in die Arme. Meine Gedanken sind mir voraus.

Deine, immer Deine
Schwester Nina.

* * *

Stuttgart, 16. März.

Berehrte Schwester!

Erst vorgestern, nach langen Irrfahrten, erreichten mich Ihre Zeilen mit der Nachricht vom Tod des lieben, tapfern Jungen. Daß ich Ihnen nicht unverzüglich antwortete, war nicht Gleichgültigkeit, wohl eher das Gegenteil. Ihr Brief hat starke Erinnerungen in mir geweckt, vor allem an den letzten Weihnachtsabend. Aber eben diese unverblaßte Erinnerung, die vieles in sich birgt, ließ mich die Worte nicht finden. Damals war „Georg“ so lebendig in Ihnen. Mir schien es, als hätte Ihre Sorge für ihn die Güte entflammt, die uns alle umgab. Nun wird Ihr Licht allein weiter brennen.

Ich verstehe aus Ihren kurzen Worten, daß Sie nächstens wieder Ihre Arbeit als Bibliothekarin aufnehmen wollen oder sie schon aufgenommen haben. Wie gerne möchte ich, wenn ich könnte und ein Recht dazu hätte, Ihnen die Tage der Rückkehr ins Leben, dem ein Inhalt versunken ist, erleichtern! Sie sind allerdings im Besitz Ihrer ganzen Kräfte, und Ihr gütiges Herz wird sich einen neuen Wirkungskreis schaffen. Ich weiß nicht, ob irgendwo an Ihrem Weg eine Lücke ist, in die ich mich stellen und Ihnen in diesem Augenblick die Hand entgegenstrecken dürfte? Sehr herzlich kann ich es zwar nicht tun; denn ich habe selber den festen Stand im Leben noch nicht recht wieder gefunden.

Ich wünschte sehr, einmal mit Ihnen über vieles plaudern zu dürfen. Erlauben Sie mir, Sie aufzusuchen, wenn ich Gelegenheit habe, in Ihre Nähe zu kommen? Es wird voraussichtlich Ende dieses Monats der Fall sein.

Und werde ich inzwischen einmal von Ihnen hören? Vielleicht Näheres vom Ende Ihres tapfern jungen Freundes? Es ist mir, wenn ich an Sie denke, als erlebte ich selber manches zum zweiten Mal.

Von mir ist nur zu sagen, daß ich versuche, mich im Fach wieder einzuarbeiten. Bieweit ich mit der Linkshändigkeit gediehen bin, deren Ausbildung für mich augenblicklich das Wichtigste ist, sehen Sie aus meiner zweifelhaften Schönschrift. Ich wohne mit einem Kollegen zusam-

men. Im Juni steht mir die letzte Operation bevor. Ein bißchen viel Plage um einen lahmen Arm.

Leben Sie wohl, verehrte Schwester. An den einsamen Abenden kehren meine Gedanken zu Ihnen und Ihren, unsern Erlebnissen zurück.

Ihr ganz ergebener und dankbarer
A. Schneider.

Halle, 19. März.

Lieber Herr Schneider!

Ihr guter Brief kam zur rechten Zeit; Sie wissen nicht, wie nötig er mir war. Georg hat soviel Kräfte, soviel Energie der Fürsorge in mir beansprucht, daß ich nun die Leere eines Lebens ohne das schöne, beglückende Amt an diesem lebenswertesten, reinen Menschen schwer empfinde. Halb lebe ich in der Täuschung der Erinnerung, halb in der fremden Wirklichkeit. Was Sie mir schreiben, daß die Sorge um ihn mich „entflammt“ habe, das ist so wahr! Deshalb war und bin ich ihm dankbar von ganzer Seele. Von jenem Augenblick an, als der Oberarzt zu mir sagte: „Geben Sie sich doch die Mühe nicht, Schwester; der Kerl geht uns doch kaputt“, während der junge Mensch von Leben und Genesung phantasierte, habe ich eine Verantwortung gefühlt, der ich mich nicht entziehen konnte. Sie ist mit der Zeit nur stärker geworden. Jeder seiner Briefe, die oft ein Hilferuf und doch so beschämend rein und gut waren, stellte mich in eine Prüfung und rief das innerste Wissen und Ahnen in mir herauf. Es war mir, als hätte mir Gott seine Seele in die Hände gegeben.

Verzeihen Sie, lieber Herr Schneider, daß ich so vor Ihnen ausbreche! Ich erlebe und erlebe immer wieder. Und in Ihrem gütigen Brief erkenne ich soviel Mitempfinden. Es kommt mir jetzt vor, ich hätte Ihnen damals viel, viel mehr geben sollen, als Sie Ihren Verlust erlitten hatten. Aber wissen Sie, daß Ihnen mein braver Georg an jener Weihnacht ein Opfer gebracht hat? Er hatte sich so

sehr gewünscht, daß ich zu ihm käme; da erhielten Sie Ihre schlechte Nachricht, die mich anders bestimmte.

Heute kommt die Reihe an mich, wacker zu sein. Lange genug hatte ich in meiner Tätigkeit „das gute Teil“. Davon und von vielem andern wollen wir sprechen, wenn Sie zu mir kommen. Und einstweilen: Innigen Dank für Ihr treues Gedenken!

Heute möchte ich Ihnen noch mitteilen, wie Georg endete und starb.

Ich fand ihn schon bei meiner Ankunft merklich verändert, mit fortgeschrittenen Lähmungserrscheinungen, jedoch redend und denkend. Er schien beruhigter als vor Monaten; sein Blick war geklärt, nicht mehr schmerzlich gebrochen wie früher. Von seiner letzten Lebensperiode sagte mir seine Schwester, ein einfaches, lebenslustiges Geschöpf: „Er war ein so netter Kamerad! Alles konnte man ihm erzählen. Nie war er bitter.“

Zehn Tage lang durfte ich ihn noch warten und um ihn sein. Was gegen das Ende hin nicht mehr gesprochen wurde, weil die Gehörempfindungen erlahmten, das fühlten wir beide in der engen Verbindung der Pflege. Bis zuletzt hat er sich mir zu verstehen gegeben.

Als ich an einem Morgen merkte, daß die große Veränderung nahe war, hatte ich noch Zeit, die Eltern zu rufen. Wir standen alle um sein Bett. Georg fixierte mich mit bewußtem Blick. Plötzlich erschien ein freudiges, horchendes Erstaunen auf seinem Gesicht, und er formte ein Wort. Zugleich wurde sein Blick geistesabwesend. Wenige Augenblicke später tat er den großen Seufzer und hatte ausgehaucht.

Sein Vater begriff sogleich; er faßte mich am Arm und stammelte hervor: „Was... Was hat er gesagt?“

„Musik!“

Er hat sich in die große Harmonie wieder eingefunden. Nun kann auch ich zufrieden sein. „Schwester Nina“.

Sprüche über Schuld.

Ich sprach: „Er hat ein hartes und liebloses Herz!“ Der andere aber ging und — weinte.

Kein Mensch hat ein Verdienst, aber jeder ist ewig Schuldner.

Die Qual ist ewig wie die Schuld.

Immanuel Limbach, Zürich.